

Nr. 186. Bromberg, den 17. August 1929.

Frau Jenny Treibel.

Roman von Theodor Fontane.

(24. Fortsetzung.)

„Doch, liebe Schmolke. Manche können Obst nicht vertragen und fühlen sich geniert, namentlich wenn sie, wie Papa, hinterher auch noch die Soße löffeln. Und da gibt es nur ein Mittel dagegen: alles muß dran bleiben, der Stengel und die grüne Schale. Die beiden, die haben das Adstringens . . ."

„Was?"

„Das Adstringens, das heißt das, was zusammenzieht, erst bloß die Lippen und den Mund, aber dieser Prozeß des Zusammenziehens setzt sich dann durch den ganzen inneren Menschen hin fort, und das ist dann das, was alles wieder in Ordnung bringt und vor Schaden bewahrt."

Ein Sperling hatte zugehört, und wie durchdrungen von der Richtigkeit von Corinnas Auseinandersetzungen, nahm er einen Stengel, der zufällig abgebrochen war, in den Schnabel und flog damit auf das Dach hinüber. Die beiden Frauen aber verfielen in Schweigen und nahmen erst nach einer Viertelstunde das Gespräch wieder auf.

Das Gesamtbild war nicht mehr ganz dasselbe, denn Corinna hatte mittlerweile den Tisch abgeräumt, und einen blauen Zuckerbogen darüber ausgebreitet, auf welchem zahlreiche alte Semmeln lagen und daneben ein großes Reibeisen. Dies letztere nahm sie jetzt in die Hand, stemmte sich mit der linken Schulter dagegen und begann nun ihre Reibtätigkeit mit solcher Vehemenz, daß die geriebene Semmel über den ganzen blauen Bogen hinstäubte. Dann und wann unterbrach sie sich und schüttelte die Bröckchen nach der Mitte hin zu einem Berg zusammen, aber gleich danach begann sie von neuem, und es hörte sich wirklich an, als ob sie bei dieser Arbeit allerhand mörderische Gedanken habe.

Die Schmolke sah ihr von der Seite her zu. Dann sagte sie: „Corinna, wen zerreibst du denn eigentlich."

„Die ganze Welt."

„Das is viel . . . un dich mit?"

„Mich zuerst."

„Das is recht. Denn wenn du nur erst recht zerrieben un recht mürbe bist, dann wirst du wohl wieder zu Verstande kommen."

„Nie."

„Man muß nie „nie" sagen, Corinna. Das war ein Hauptsatz von Schmolke. Un das muß wahr sein, ich habe noch jedesmal gefunden, wenn einer „nie" sagte, dann is es immer dicht vorm Umkippen. Un ich wollte, daß es mit dir auch so wäre."

Corinna seufzte.

„Sieh, Corinna, du weißt, daß ich immer dagegen war. Denn es is ja doch ganz klar, daß du deinen Vetter Marcell heiraten mußt."

„Liebe Schmolke, nur kein Wort mehr von d e m."

„Ja, das kennt man, das is das Unrechtsgefühl. Aber ich will nichts weiter sagen un will nur sagen, was ich schon gesagt habe, daß ich immer dagegen war, ich meine gegen Leopold, un daß ich einen Schreck kriegte, als du mir's sagtest. Aber als du mir dann sagtest, daß die Kommerzienrätin sich ärgern würde, da gönnt ich's ihr un dachte: „Warum nich? Warum soll es nich gehen? Un wenn der Leopold auch bloß ein Wickelkind is, Corinnchen wird ihn schon aufpäppeln und ihn zu Kräften bringen." Ja, Corinna, so dacht ich un hab es dir auch gesagt. Aber es war ein schlechter Gedanke, denn man soll seinen Mitmenschen nich ärgern, auch wenn man ihn nich leiden kann, un was mir zuerst kam, der Schreck über deine Verlobung, das war doch das Richtige. Du mußt einen klugen Mann haben, einen, der eigentlich klüger ist als du — du bist übrigens gar nich mal so klug — un der was Männliches hat, so wie Schmolke, un vor dem du Respekt hast. Un vor Leopold kannst du keinen Respekt haben. Liebst du'n denn noch immer?"

„Ach, ich denke ja gar nicht dran, liebe Schmolke."

„Na, Corinna, denn is es Zeit, un denn mußt du nu Schicht damit machen. Du kannst doch nich die ganze Welt auf den Kopp stellen un dein un andrer Leute Glück, worunter dein Vater un deine alte Schmolke is, verschütten un verderben wollen, bloß um der alten Kommerzienrätin mit ihrem Puffscheitel und ihren Brillantbommeln einen Tort anzutun. Es is eine geldstolze Frau, die den Apfelsinenladen vergessen hat un immer bloß ötepotöte tut un den alten Professor anschmachtet un ihn auch „Willibald" nennt, als ob sie noch auf'n Hausboden Versteck miteinander spielten un hinterm Torf stünden, denn damals hatte man noch Torf auf'm Boden, un wenn man runterkam, sah man immer aus wie'n Schornsteinfeger — ja, sieh, Corinna, das hat alles seine Richtigkeit, un ich hätt ihr so was gegönnt, un Ärger genug wird sie woll auch gehabt haben. Aber wie der alte Pastor Thomas zu Schmolke un mir in unserer Traurede gesagt hat: „Liebet euch untereinander, denn der Mensch soll sein Leben nich auf den Haß, sondern auf die Liebe stellen", (dessen Schmolke und ich auch immer eingedenk gewesen sind) — so, meine liebe Corinna, sag ich es auch zu dir, man soll sein Leben nich auf den Haß stellen. Hast du denn wirklich einen solchen Haß auf die Rätin, das heißt einen richtigen?

„Ach, ich denke ja gar nicht daran, liebe Schmolke."

„Ja, Corinna, da kann ich dir bloß noch mal sagen, dann is es wirklich die höchste Zeit, daß was geschieht. Denn wenn du i h n nicht liebst und i h r nicht haßt, denn weiß ich nich, was die ganze Geschichte überhaupt noch soll."

„Ich auch nicht."

Und damit umarmte Corinna die gute Schmolke, und diese sah denn auch gleich an einem Flimmer in Corinnas Augen, daß nun alles vorüber und daß der Sturm gebrochen sei.

„„Na, Corinna, denn wollen wir's schon kriegen, un es kann noch alles gut werden. Aber nu gib die Form her, daß wir ihn eintun, denn eine Stunde muß er doch wenigstens kochen. Un vor Tisch sag ich deinem Vater kein Wort, weil er sonst vor Freude nich essen kann . . ."

„Ach, der äße doch."

„Aber nach Tisch sag ich's ihm, wenn er auch um seinen Schlaf kommt. Und geträumt hab ich's auch schon un habe dir nur nichts davon sagen wollen. Aber nun kann ich es ja. Sieben Kutschen und die beiden Käber von Professor Kuh waren Brautjungfern. Natürlich, Brautjungfern möchten sie immer alle sein, denn auf die kuckt alles,

beinah mehr noch als auf die Braut, weil die ja schon weg ist; un meistens kommen sie auch bald ran. Un bloß den Pastor konnt ich nicht erkennen. Thomas war es nich. Aber vielleicht war es Souchon, bloß daß er ein bißchen zu dicklich war."

Fünfzehntes Kapitel

Der Pudding erschien Punkt zwei, und Schmidt hatte sich denselben munden lassen. In seiner behaglichen Stimmung entging es ihm durchaus, daß Corinna für alles, was er sagte, nur ein stummes Lächeln hatte; denn er war ein liebenswürdiger Egoist, wie die meisten seines Zeichens, und kümmerte sich nicht sonderlich um die Stimmung seiner Umgebung, solange nichts passierte, was dazu angetan war, **ihm** die Laune direkt zu stören.

„Und nun laß abdecken, Corinna; ich will, eh ich mich ein bißchen ausstrecke, noch einen Brief an Marcell schreiben oder doch wenigstens ein paar Zeilen. Er hat nämlich die Stelle. Distelkamp, der immer noch alte Beziehungen unterhält, hat mich's heute vormittag wissen lassen." Und während der Alte das sagte, sah er zu Corinna hinüber, weil er wahrnehmen wollte, wie diese wichtige Nachricht auf seiner Tochter Gemüt wirke. Er sah aber nichts, weil er kein scharfer Beobachter war, selbst dann nicht, wenn er's ausnahmsweise mal sein wollte.

Corinna, während der Alte sich erhob, stand ebenfalls auf und ging hinaus, um draußen die nötigen Ordern zum Abräumen an die Schmolke zu geben. Als diese bald danach eintrat, setzte sie mit jenem absichtlichen und ganz unnötigen Lärmen, durch den alte Dienerinnen ihre dominierende Hausstellung auszudrücken lieben, die herumstehenden Teller und Bestecke zusammen, derart, daß die Messer- und Gabelspitzen nach allen Seiten hin herausstarrten, und drückte diesen Stachelturm im selben Augenblick, wo sie sich zum Hinausgehen anschickte, fest an sich.

„Pieken Sie sich nicht, liebe Schmolke", sagte Schmidt, der sich gern einmal eine kleine Vertraulichkeit erlaubte.

„Nein, Herr Professor, von pieken is keine Rede nich mehr, schon lange nich. Un mit der Verlobung is es auch vorbei."

„Vorbei. Wirklich? Hat sie was gesagt?"

„Ja, wie sie die Semmeln zu den Pudding rieb, ist es mit eins herausgekommen. Es stieß ihr schon lange das Herz ab, und sie wollte bloß nichts sagen. Aber nun is es ihr zu langweilig geworden, das mit Leopolden. Immer bloß kleine Billetter; da sieht sie nu doch wohl, daß er keine rechte Courage hat, un daß seine Furcht vor der Mama noch größer is als seine Liebe zu ihr."

„Nun, das freut mich. Und ich hab es auch nicht anders erwartet. Und Sie wohl auch nicht, liebe Schmolke. Der Marcell ist doch ein andres Kraut. Und was heißt gute Partie? Marcell ist Archäologe."

„Versteht sich", sagte die Schmolke, die sich dem Professor gegenüber grundsätzlich nie zur Unvertrautheit mit Fremdwörtern bekannte."

„Marcell, sag ich, ist Archäologe. Vorläufig rückt er an Hedrichs Stelle. Gut angeschrieben ist er schon lange, seit Jahr und Tag. Und dann geht er mit Urlaub und Stipendium nach Mykenä . . ."

Die Schmolke drückte auch jetzt wieder ihr volles Verständnis und zugleich ihre Zustimmung aus.

„Und vielleicht", fuhr Schmidt fort, „auch nach Tiryns oder wo Schliemann gerade steckt. Und wenn er von da zurück ist und mir einen Zeus für diese meine Stube mitgebracht hat . . ." und er wies dabei unwillkürlich nach dem Ofen oben, als dem einzigen für Zeus noch leeren Fleck . . . „wenn er von da zurück ist, sag ich, so ist ihm eine Professur gewiß. Die Alten können nicht ewig leben. Und sehen Sie, liebe Schmolke, das ist das, was ich eine gute Partie nenne."

„Versteht sich, Herr Professor. Wovor sind denn auch die Examens un all das? Un Schmolke, wenn er auch kein Student war, sagte auch immer . . ."

„Und nun will ich an Marcell schreiben und mich dann ein Viertelstündchen hinlegen. Und um halb vier den Kaffee. Aber nicht später."

Um halb vier kam der Kaffee. Der Brief an Marcell, ein Rohrpostbrief, zu dem sich Schmidt nach einigem Zögern entschlossen hatte, war seit wenigstens einer halben Stunde fort, und wenn alles gut ging und Marcell zu Hause war, so las er vielleicht in diesem Augenblick schon die drei lapidaren Zeilen, aus denen er seinen Sieg entnehmen konnte. Gymnasial-Oberlehrer! Bis heute war er nur deutscher Literaturlehrer an einer höheren Mädchenschule gewesen und hatte manchmal grimmig in sich hineingelacht, wenn er über den Codex argenteus, bei welchem Worte die jungen Dinger immer kicherten, oder über den Heliand und Beowulf hatte sprechen müssen. Auch hinsichtlich Corinnas waren ein paar dunkle Wendungen in den Brief eingeflochten worden, und alles in allem ließ sich annehmen, daß Marcell binnen kürzester Frist erscheinen würde, seinen Dank auszusprechen.

Und wirklich, fünf Uhr war noch nicht heran, als die Klingel ging und Marcell eintrat. Er dankte dem Onkel herzlich für seine Protektion, und als dieser das alles mit der Bemerkung ablehnte, daß, wenn von solchen Dingen überhaupt die Rede sein könne, jeder Dankesspruch auf Distelkamp falle, sagte Marcell: „Nun, dann also Distelkamp. Aber da du mir's gleich geschrieben, dafür werd ich mich doch auch bei dir bedanken dürfen. Und noch dazu mit Rohrpost!"

„Ja, Marcell, das mit Rohrpost, das hat vielleicht Anspruch; denn eh wir Alten uns zu was Neuem bequemen, das dreißig Pfennig kostet, da kann mitunter viel Wasser die Spree runterfließen. Aber was sagst du zu Corinna?"

„Lieber Onkel, du hast da so eine dunke Wendung gebraucht . . . ich habe sie nicht recht verstanden. Du schriebst: „Kenneth von Leoparden sei auf dem Rückzug." Ist Leopold gemeint? Und muß es Corinna jetzt als Strafe hinnehmen, daß sich Leopold, den sie so sicher zu haben glaubte, von ihr abwendet?"

(Fortsetzung folgt)

Die Austauschtöchter.

Ein heiterer Roman von Margaret Laube.

(15. Fortsetzung.

„Sei gut, Wölfchen! Laß uns heute vernünftig zurückgehen. Du hast mich so überrumpelt. Ich muß nachdenken . . ."

Er erkennt seinen Vorteil nicht. Er ist zu jung, er fühlt nur seine Enttäuschung und ihre Abwehr. „Vernünftig, vernünftig — ist das deine ganze Antwort —" grollt er zornig vor sich hin.

Gipsy erwacht jäh aus der Umnebelung. Sie sieht ihn unverwandt und scharf an. Er schmollt. Wie ein großer Junge. Hinter dem hübschen Hermeskopf mit den verzogenen Lippen taucht ein kantiges und trauriges Gesicht auf. Es ist nicht hübsch! Absolut nicht. Man kann es mit keinem griechischen Gott vergleichen. Es ist ganz gewöhnlich, wie hundert andere Gesichter. Seine Züge sind die Züge unserer Zeit, von ihrem Geist zu einem Typus geschmolzen und geformt, dem Typ des fleißigen, lauernden und kämpfenden Mannes. Er hat keine weichen Locken, sondern straffe, glanzlose Haare. Nichts an ihm besticht. Er sitzt nur beherrscht und höflich mit anderen Leuten am Tisch, obgleich ihm seine Frau gestorben ist, die er geliebt hat.

Wolfs Kopf ist nun ganz hinter diesem Antlitz verschwunden.

Gipsys Blick ist so fremd auf ihn gerichtet, daß Wolf zum zweitenmal erschrickt.

„Kehren wir um, Wolf", sagte sie freundlich, „heute ist es genug davon. Nächste Woche komme ich hinaus zur Gärtnerei. Dann besprechen wir dieses alles!"

Er hat ihre Hand genommen. Aber er ist sehr bleich.

„Ich möchte nicht in die Stadt zurück. Ich möchte auf einem Umweg nach Hause gehen."

„Gut, Wolf." Sie ist viel hilfloser, als er ahnt. Aber sie schüttelt ihm die Hand wie immer und nickt ihm zu. Er sagt nichts mehr und sie wendet sich schnell ab und geht den Pfad zurück, den sie in den Schnee getreten haben.

An der Biegung dreht sie sich vorsichtig hinter einer Tanne um. Ihre Kehle wird eng: da steht er und drückt die Stirn gegen eine Birke, von der er den ganzen Schnee auf sich heruntergeschüttelt hat. Wölfchen! — Sie hat ihn doch lieb . . .

Aber sie bringt es fertig, nicht umzukehren.

Sie hastet in langen Schritten der Stadt zu. Dort verschwindet sie im Telegraphenamt.

10. Kapitel.

Zwei Tage später stapft Gipsy durch den immer höher sich türmenden Schnee zum Bahnhof. Die Uhr von der Kirche schlägt fünf, aber es ist schon fast nachtdunkel. Die dicht herunterwirbelnden Schneeflocken hüllen Türme und Gassen in einen undurchsichtigen Schleier ein.

Sie begegnet nur wenigen Menschen und vermeidet es, an diesen wenigen im Lichtkreis einer Straßenlaterne vorbeizugehen. Am Bahnhof steht statt des einsamen alten Opels ein Schlitten. Gerade drei Leute sind es, die frierend in der Halle die dicken Schneeklumpen von den Stiefeln stampfen.

Der eine ist ein herrschaftlicher Kutscher, wahrscheinlich von dem Gutsschlitten, den sie draußen gesehen hat. Der zweite ein Zeitungshändler, der die Abendblätter vom Zug holt. Den dritten, eine Frau, kennt Gipsy nicht. Das alte verhutzelte Altweibergesicht ist ihr verdächtig, sie muß ihm irgendwo begegnet sein. Sie stellt sich mit dem Gesicht gegen einen Fahrplan. Wenn der Zug nur keine Verspätung hat: es schneit seit gestern abend ununterbrochen! Und um sechs ist das Rendezvous mit Wolf, hinter dem Schloß bei den Wiesen.

Drüben auf dem Bahnsteig geraten die Flocken in den Lichtstreifen der Laternen, die aufgeflammt sind. Schwarz und dicht wirbeln sie durch die Helligkeit.

Noch immer nicht fünf Uhr zehn!

Jetzt fängt Kries junior gleich an zu quarren und Tante Minna ist glücklich, daß sie ihm die Flasche geben kann. Er hat zweihundert Gramm zugenommen. Kries senior hat ein merkwürdig verlegenes Gesicht gemacht, als er es erfuhr.

Gipsy würde sich nicht wundern, wenn er das kleine Kind haßte, das seiner Mutter das Leben gekostet hat. Aber das tut er nicht. Er ist ein ganz natürlicher Mensch, der niemand für Tod und Unglück verantwortlich macht, die Gesetze des Lebens hinnimmt und sich alltäglich unter ihnen beträgt.

Alltäglich . . .

Papa kann sich so aufregen, wenn einer dieses Wort verächtlich ausspricht. Ihr wißt nicht, wieviel Heldenmut der Alltag verlangt, sagt er dann. Mehr als ein rascher Entschluß, in die Meerenge von Messina zu springen.

Wenn Goethe Gipsys Vater wäre, sie könnte nicht behutsamer mit seinen Aussprüchen umgehen, als sie es mit denen von Professor Seitz tut.

Der Zeiger springt eine Minute weiter! Jetzt muß sie auf den Bahnsteig hinaus. Es ist auch niemand hinzugekommen in der zugigen kleinen Halle. Sie läuft. Und kommt gleichzeitig mit dem Funken in das Schneegestöber hinausschießenden Zug drüben an.

Die einzige Dame, die aussteigt, klettert aus einem Abteil zweiter Klasse vorsichtig über die vereisten Trittbretter herunter. Gipsy wird aufgeregt. Gretchen fährt nicht Zweiter. Und außerdem sieht sie nicht aus wie ein Pariser Modell. Großkarierter Mantel mit Kappe vom gleichen Stoff, unter der eine dicke Rolle kurzer goldroter Haare hervorquillt.

Sie sucht solange den Zug ab, an dem schon die Türen alle wieder zugeschlagen sind, bis wohlbekannte, rehbraune Augen dicht vor ihr lachen: „Dieses Mal habe ich dich zuerst erkannt, Gipsy!"

Sie staunen sich, die eine mit erregt glänzenden Augen, die andere verblüfft bis zum Verstummen, ins Gesicht. Dann schreit Gipsy, ohne sich im geringsten um die Bahnbeamten, die Fahrgäste und den Zug zu kümmern, laut und vernehmlich „Hurra!"

„Das verstehe ich nicht", sagt Gretchen Lemme und legt ihre Hand unter Gipsys Arm.

„Brauchst du auch nicht. Gleich schrei ich nochmal! Es klappt alles! Er wird völlig erschlagen sein! — Ich erkläre es dir noch, warte nur. Komm erst einmal herunter von diesem windigen Bahnsteig!"

Der großkarrierte Reisemantel geht vor Gipsy her, die ihn sachkundig mustert. „Wo ist er gekauft? Den Mantel meine ich! Bei Hirsch oder bei Robinsohn? Modell? — Fabelhaft, Gretchen?"

Wie unbesorgt sie durch den Bahnhof geht. Sie sieht sich nicht nach allen Seiten um, wie Gipsy es tut, ob auch niemand da ist, der ihre Anwesenheit verraten könnte. Ist die kleine Margot mit den unschuldigen Augen etwa jetzt die Großstädterin und Gipsy hat den Anschluß verloren?

„Deine Mutter hat ein Schnittmuster ausgesucht", erzählt Gretchen, als sei sie nur von Hamburg bis ins Herz Deutschlands gefahren, um Gipsy diesen Mantel zu zeigen, „und wir haben ihn selbst gemacht. Ich kann ja nähen. Und deine Mama ist eine herrliche Direktrice. Ach, sie ist überhaupt herrlich."

Eine kleine beißende Eifersucht greift nach Gipsys Herz, aber die Verwunderung über Gretchens Verwandlung löscht sie wieder aus.

Sie zieht die Angekommene am Arm nach rechts: „Zuerst in das Gastzimmer des Bahnhofhotels, wo du schlafen sollst. Ein Zimmer habe ich bestellt. Der Zug, den du wahrscheinlich morgen benutzen willst, geht so frühzeitig, daß dich bestimmt niemand aus der Stadt sehen wird. Und um sechs ist Rendezvous hinterm Schloß. Mit Wolf. — Einen Moment!"

Sie spricht mit dem Wirt, der Kellner und Hausbesitzer zugleich ist. Dann schiebt sie Gretchen an den Tisch beim Ofen.

„Wolf, Gipsy? — Er ist also nicht krank? Er läuft im Schnee herum? Dann ist ja alles gut."

Gipsy nickt leise. „Sagst du so. — Es ist eben nicht alles gut. Hat er dir von seinem neuen Entschluß geschrieben?"

„Er hat seit drei Wochen überhaupt nicht geschrieben. Ich bin recht böse auf ihn. Nur weil ich dachte, er sei krank, bin ich gekommen. Oder warum hättest du sonst „betrifft Wolf" telegraphiert?"

„Mein Brief ist also nicht mehr rechtzeitig gekommen?"

„Nein."

Sie schweigen beide einen Augenblick. Es ist doch schwerer, den Sachverhalt zu erklären, als Gipsy gedacht hat. Sie weicht noch einmal aus. „Wie kamst du zu Hause weg?"

Gretchen sieht verwundert auf. „Deine Mutter hat mich an die Bahn gefahren. Sie hatte eine Besorgung in der City und nahm mich mit."

„Sie weiß also — ?"

„Ja. Hast du gedacht, sie dürfe es nicht wissen? Deine Mutter, Gipsy?"

„Nein." Gipsy lehnt sich überwältigt zurück. Die unvernünftige Eifersucht überfällt sie stärker. Gretchen hat Mamas Vertrauen. Ihre Freundschaft sogar! Selbst an die Bahn gefahren!

Sie trinkt das dicke Glas Punsch auf einen Zug leer und stößt es burschikos auf den Tisch. „Verfl . . . und zugenäht! Kenne ich mein eigenes Elternhaus nicht mehr? Natürlich erfährt Mama alles. Das war doch nie anders."

(Fortsetzung folgt.)

Das neue Hausmädchen.

Humoreske von **Walter Möller.**

„So, Hansemann, nu wärd'ch dir ä mal das neie Badewasser in dein'n Vochelbauer nein stellen! Ei Gottchen Strambach von Berne, du läbst doch 'n scheenes, sorchloses Läb'n. Mir armen Junggesellen macht geene liebevolle Hand 's Badewasser fert'ch, seitdem der Herr von Weber und ich die Marie, diese liederliche Schmuddel mit'm blauen Dunnerwetter noch'n mal 'nausgejagt hab'n."

Der königlich sächsische Kammerrat a. D. Amandus Birnbaum war es, der so am frühen Vormittag seinem bekümmerten Herzen Luft machte und sich, nachdem er den Kanarienvogel versorgt, damit beschäftigte, dem Zimmer wenigstens den Anschein von Ordnungsliebe und Sinn für Behaglichkeit seiner Bewohner zu geben. Er wartete mit Ungeduld auf die „neue Perle aus Getschenbrode", deren Eintreffen sich aber um ein paar Tag verzögerte, weil sich ihre Tante einen Fuß verstaucht hatte.

Amandus Birnbaum hielt plötzlich in seiner Tätigkeit inne und horchte zur Stiege hinaus. Was hatte es zu bedeuten, daß sein Kapellmeister, der vor kaum einer halben Stunde zur Probe ins Theater gegangen war, schon zurück kam? Er brauchte die Frage nicht erst zu stellen, denn

schon wurde die Tür aufgerissen, und fast atemlos vom raschen Lauf, mit Zornesröte in dem sonst blassen, schmalgeschnittenen Gesicht, stürmte der Komponist Carl Maria von Weber ins Zimmer, um dann vor sich hinbrütend auf einen Stuhl zu sinken.

Der alte Kammerrat, der mit dem Staubwedel bewaffnet vor ihm stand, versuchte den Ärger, den der junge Meister augenscheinlich gehabt, durch eine gutmütige Bemerkung zu verscheuchen: „I du dunkelgriene Neine, hab'n Sie's aber eilich heeme zu kommen, Härr Kabellmeister! Wenn Ihre Musikanten die Takte ooch so auslassen wollten, wie Sie äben die Treppenstufen, dann wär'n die Opern bedeutend gürzer. Und so ufgerächt sind Se! Hadd'n was nich geglabbt uff der Generalprobe vom „Freischützen?"

Weber fuhr empor und durchmaß mit langen Schritten das Zimmer. „Viel Schlimmeres! Eingeschlagen hat's. Aus ist es mit der Freischützaufführung morgen. Die italienischen Neidhammel an unserer Dresdener Bühne haben es geschafft."

„Die gänn'n Ihnen doch, weeß Gnebbchen, nischt anhaben, Härr Kabellmeester, nach dem großen Erfolch in Spreeberlin, wo nach der Erschtuffführung sich sogar der spontinische Generalmusikdirektor seinen Reisepaß bestellen mußte."

„Ja, unser Dresdener Spontini, der ehrenwerte italienische Kollege an unserer Hofbühne, hat's auf anderm Wege erreicht, die Aufführung zu hintertreiben. Heute am Tage der Generalprobe ist seine Freundin Signorina Belladini, die das Ännchen singen sollte, plötzlich erkrankt. Das Leiden kenne ich. Es ist das italienische gelbe Neidfieber."

In Birnbaum wurde der eingefleischte Junggeselle wach: „Ich hab's Ihnen ja immer gesagt, mei kutester Herr von Weber. Uff de Weibsen is nu gar gee Verlaß. Deshalb hab'ch ooch nich geheiratet. Und leichtfert'ch sind se obendrein, die Mächens von heute. Hier sind schon wieder een baar Liebesbriefe für Sie gegommen. An den Hals schmeißen sich die Madmoisellen Ihnen, Herr Kabellmeister!"

Weber ließ die rosa Briefchen achtlos durch die Hand gleiten, so daß sie ungeöffnet in der Ofenecke landeten: „Ich habe wirklich keine Gedanken darauf. Heute weniger denn je. Damals in Stuttgart mag ich es ein wenig toll getrieben haben; doch das ist lange her. Aber daß noch jetzt böse Weiber meiner Braut nach Prag Briefe schreiben und ihr Schauermären über meinen Lebenswandel auftischen, das ist widerlich! — Sie wissen's, Birnbaum, ich denke nur an meine Caroline, strebe und schaffe einzig für sie. Jetzt, da ich glaubte, mir mit der hiesigen Freischützaufführung einen festen Platz zu erobern, ein Heim schaffen und heiraten zu können, kommt mir die italienische Intrigue dazwischen. Gerade heute hätte ich mir ein liebes Wort von Caroline gewünscht. Doch sie grollt wohl wieder und glaubt in ihrer Eifersucht den verleumderischen Schmierfinken, die ihr von meinem vermeintlichen losen Leben hier berichten."

Kaum war Weber in tiefer Verdrossenheit auf sein Zimmer gegangen, hörte der alte Kammerrat eine weibliche Stimme auf dem Treppenflur: „Lassen Sie nur das Gepäck einstweilen draußen stehen."

Als er öffnete, sah er sich einem zierlichen jungen Mädchen gegenüber, deren lebhafte dunkle Augen unter der Biedermeierschute prächtig zu dem schalkhaften Lächeln, das auf ihren Lippen lag, paßten. Mit einem schelmisch tiefen Knix vor dem alten Herrn meinte sie etwas verwirrt: „Verzeihung, wohnt hier nicht . . .?"

Birnbaum ließ den Ankömmling gar nicht ausreden, so erfreut war er, daß er nun von den hauswirtschaftlichen Problemen befreit wurde: „Also du bist das neie Hausmädchen Getschenbroda. Deinen Sonntagsnachmittagsausgehstaat hast du dir wohl angezogen, um 'n guden Eindruck zu machen. Na, du wirst sehnsücht'ch erwartet von'n Herrn von Weber und mir. Is nur gut, daß die Frau Tante wieder gesund wurde. Nun sei brav und ordentlich, wie sich das für ein gutes Hausmädch'n geheert. Als erschte Tädichkeet gannst du gleich das Zimmer blitzblank scheuern. Ich geh derweil zur Elbe 'nunter, frische Luft schnappen", schloß er, sich bereits für den Ausgang fertig machend, denn er war kein Freund von solcher „Scheuerorgie", wie sie nach seiner Meinung jetzt bevorstand. Von dem Bestreben beseelt, rasch fortzukommen, hatte er gar nicht bemerkt, daß ihn das Fräulein erst befremdet, dann, als es vernahm, daß sie für das Hausmädchen gehalten wurde, mit sichtlicher Belustigung zugehört, um sogleich auf die ihr zugedachte Rolle einzugehen.

Allein gelassen, befühlte Caroline erst einmal ihre Gliedmaßen und reckte den jungen Körper. Es war doch eine anstrengende Fahrt in dem alten Rumpelkasten von Postkutsche gewesen, immer in Eilstaffetten von Prag bis hierher. Aber sie mußte doch rechtzeitig eintreffen, um morgen den „Freischütz" ihres Verlobten ansehen zu können, an dessen Gestaltung sie durch ihre Bühnenerfahrung als Soubrette nicht geringen Anteil hatte. Vor allem wollte sie auch Gewißheit darüber haben, was an den Liebesabenteuern war, von denen die fremden Briefe in dunklen Andeutungen nach Prag zu berichten wußten. Sich im Zimmer umsehend, gewahrte sie die rosa Briefchen. Caroline lachte leise vor sich hin. Sie kannte derlei nichtssagende Schwärmereien an Theaterleute an der duftenden Hülle, und wenn sie ihr Empfänger gar uneröffnet hatte in die Ofenecke wandern lassen, konnte sie erst recht beruhigt sein.

Doch eben klopfte es, und ein alter Mann, anscheinend der Theaterdiener, gab einen Brief, der schon äußerlich einen amtlichen Charakter zeigte, für Herrn von Weber ab.

„Vom Intendanten?" — Nur einen Augenblick zögerte Caroline Brand, dann siegte die weibliche Neugier, sie riß den Brief auf und las: Lieber Herr Musikdirektor! Suchen Sie unbedingt und schleunigst Ersatz für die erkrankte Demoiselle Belladini. Ihr „Freischütz" darf nicht verschoben werden, denn Se. Majestät geruhen der Erstaufführung beizuwohnen und werden Ihnen höchstselbst das lebenslängliche Anstellungsdekret überreichen. Ihr wohlgeneigter Graf Hohenberg.

Im Nu war Caroline im Bilde. Also die Italiener hatten die Aufführung hintertreiben wollen, von deren Gelingen so viel für den Geliebten abhing. Da war sie zur rechten Zeit auf dem Plan erschienen, ihr Carl brauchte nicht mehr um einen Ersatz verlegen zu sein.

Das junge Mädchen horchte auf. Nebenan wurden Klavierakkorde angeschlagen. Jetzt gingen sie in den Polacca-Rhythmus der Ännchen-Arie über. Caroline schlug das Herz wie vor einer neuen Partie auf der Bühne, dann sang sie, und es lag ein Jauchzen in den Tönen:

„Kommt ein schlanker Bursch gegangen, Blond von Locken oder braun, Hell von Aug' und rot von Wangen: Ei, nach dem kann man wohl schaun", —

Drinnen brach die Klaviermelodie jäh ab. In der hastig geöffneten Tür stand Weber mit einem Blick, als sähe er eine Vision. Diese aber machte eine tiefe hofmäßige Reverenz und sang weiter: „Immer näher, lieben Leutchen, Wollt ihr mich im Kranze sehn? Gelt? Das ist ein nettes Bräutchen Und der Bursch nicht minder schön." —

Dann brach auch die Ariette plötzlich ab, denn der Freischützkomponist hatte seine Braut an sich gerissen und ihr den Mund mit Küssen verschlossen.

Als der Kammerrat a. D. Amandus Birnbaum etwas atemlos zurückkam, weil er seinem Freunde Weber melden wollte, daß sich unten im Hausgärtchen ein Hornquartett der Staatskapelle aufgestellt habe, um dem von seinen Musikern allseitig verehrten Komponisten, dem man durch die italienische Intrigue so arg mitgespielt, ein Ständchen zu bringen, sah er das neue Hausmädchen in den Armen des Kapellmeisters. Er wollte aufbrausen. Da hörte er, wie Caroline sich befreiend sagte: „Nun aber genug, du großer Schlingel, sonst vermag ich morgen dein Ännchen nicht zu singen. Manchmal kann sogar die Eifersucht nützlich sein, wenn sie aus Prag in Eilstaffetten herkommt, gelt, lieber Mann?"

Unten schmetterten die Hörnerklänge des Ständchens in den sonnenhellen Vormittag hinein. Sie bliesen den Jägerchor aus dem „Freischütz".

Es klang wie eine Siegesfanfare als Auftakt für den Einzug der deutschen Oper in das schöne Elbflorenz.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hans Wiese; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.